



Grimmig lächelnd
Schönböck, Doréc, Oscar Straus, Mayen



Operettenserum: Parodie
Adolf Rott

Residenz eines Operettenlandes ein. Außerdem verdreht sie dem Fürsten den Kopf. Nicht zu arg. In letzter Minute erkennt Serenissimus die Qualitäten seiner durch den Walzer emanzipierten Frau.

Intendant Curth Hurrelle hatte sich für die Tänzerinnen-Rolle Herta Mayens aus Wien geholt. Auch den Burgregisseur Adolf Rott, der sich in Oper, Schauspiel, Operette gleichermaßen zu Hause fühlt. Und den Bühnenbildner Fritz Judtman.

Rott brachte in seinem bis zum Hinterkopf gestirnten Schädel sein Operettenserum mit: die Parodie: „Die Operette kann nicht immer bei Lehár stehen bleiben“, dozierte er. „Das Schmalz muß runter. Gleichzeitig darf man nicht zur Revue abrutschen.“

Er probte sechs Wochen lang, davon drei nur die Massenszenen. Ließ sich vom Komponisten zwei neue Chansons und einige Einlagen schreiben, krepelte das Buch der wenig ermutigenden Züricher Uraufführung völlig um. Die das Stück in Zürich und München gesehen haben, sagen: „Ein Unterschied wie Tag und Nacht.“

Oscar Straus selber, schon längst aus dem Alter heraus, wo man Komplimente ohne Ueberzeugung macht, fand anerkennende Worte. Die Presse zog höchste Lobesregister.

„Operette muß man nicht mit der Ausstattung machen, sondern mit den Darstellern“, heißt eine Regie-Maxime Rotts. Er und Judtman verzichteten auf prunkvolle Kulissen. Balustrade um das große Bühnenrund, zwei in der Tiefe gestaffelte, zart vergoldete Bilderrahmen für gemalte Tableaus im Spitzweg-Stil — fertig.

Die Interieurs davor wurden nur angedeutet: Schreibtisch, Sessel, Sofa. Dafür auf vielen Postamenten lebendige Statuetten, Putten, Nymphen und Faune im Park, kriegerische Amazonen im Fürstenzimmer.

Vorhang gab es nur in der Pause. Noch im Dialog begann die Drehbühne zu rotieren, der Bilderrahmen verschwand. Die Darsteller erstarrten in voller Pose zu einer Porzellan-Figurengruppe.

Bei soviel Einfällen und Gags, Tempo und Witz drang die Handlung gar nicht erst ins Bewußtsein. Es war auch besser so. „Sie hat nur den Vorteil, daß sich alles aus ihr machen läßt“, sagt Herta Mayen. „Die Rollen sind so herrlich nichtssagend.“

Die eigentlichen Handlungsträger sind Tanz und Musik. Der Kampf tobt zwischen dem siegenden Walzer und den ersterbenden Menuetten und Gavotten. Er wird in den Beinen der Tänzer und in den Streichergruppen des Orchesters ausgetragen. Natürlich auch parodistisch. Noch im rauschenden Walzertriumph quäkt die gestopfte Trompete im Zweiertakt dagegen an.

Nach dem Schlußakt rotierte die Drehbühne ein riesiges Bouquet- und Kranzarrangement heran. Oscar Straus zeigte sich. Grimmig lächelnd.

DISKUSSION

Uniformen bedeuten nichts

Die Baden-Badener Theaterabonnenten waren gewöhnt, mit Amüsierkost für den bürgerlichen Normalverbraucher abg gespeist zu werden. Bis Hannes Tannert Intendant wurde.

Der brachte schon zu Beginn der Spielzeit drei Uraufführungen heraus. In seinem „Dramatischen Kabinett“ schuf er außerdem eine neue Form des Theaters: Nach jeder Vorstellung wird mit dem Publikum diskutiert.

Den Baden-Badenern ging es mit ihrem Theater wie einem Schrebergärtner, der alljährlich Kohl gepflanzt hat und in dessen Garten plötzlich Artischocken wachsen. Ein Teil der Baden-Badener hat an den Artischocken Geschmack gefunden. Die anderen sind wenigstens stolz darauf.

Als erste Aufführung stellte der Intendant in seinem Dramatischen Kabinett Sartres „Ehrbare Dirne“ und „Geschlossene Gesellschaft“ zur Debatte. Die CDU-Presse in der streng katholischen südbadischen Studienräte-Republik war artischockiert.

Das B.-B.er Volksblatt ereiferte sich: Stücke, die auf dem Index stehen! Bei der nächsten Diskussion meldete sich ein Jesuitenpater zum Wort. Er setzte sich für die Aufführung ein. Nur Sartres philosophische Werke, nicht aber seine Dramen stünden auf dem Index, stellte er richtig.

Einen Tag vor Eröffnung der Spielbank brachte Hannes Tannert „Als der Krieg zu Ende war“ von Max Frisch heraus. Das Stück ist ein einziges Mal in Deutschland gegeben worden: Das Züricher Schauspielhaus gastierte damit 1949 in Stuttgart (s. SPIEGEL Nr. 18/1949).

Die Eidgenossen warteten damals auf faule Eier und matschige Tomaten. Statt

dessen gab es unschwäbisch begeisterten Beifall.

Viele deutsche Bühnen haben das Werk des 45jährigen Schweizer Architekten inzwischen angenommen. Aber man zögert, es aufzuführen. Die Aufführung berührt ein fatal heißes Eisen.

Das Stück spielt 1945 in Berlin. Eine Frau hält ihren Mann, der aus russischer Gefangenschaft geflohen ist, im Keller ihrer Villa verborgen. Der Mann war Hauptmann, ist amputiert, hatte bei den Warschauer Ghettoerschließungen die Hand an der Pistole 08.

Im Haus wohnt ein russischer Oberst, in den sich die Frau verliebt. Sie fühlt, er hat tiefere menschliche Qualitäten als ihr Mann. Der stellt schließlich den Russen zur Rede. Der Oberst verläßt wortlos Haus und Geliebte.

Später hausen Amerikaner in der Villa. Der Deutsche ist Kommunist geworden. Er erklärt seiner Frau, er habe gewußt, daß sie mit dem Russen liiert gewesen sei, habe aber geschwiegen, um Leben und Wohnung zu retten. Sie stürzt sich aus dem Fenster.

Diese Handlung ist fürs deutsche Publikum nicht gerade behaglich. Die Erinnerungen an Russen, die den Frauen weniger zart entgegenkamen, sind, wie auch Frisch nicht verschweigt, noch zu frisch. Wenn Agnes im Tête-à-tête mit Stepan auf der Bühne erscheint, geht dann auch ein un-



„Lorbeer sauersüß“
Max Frisch

williges Wispern durchs Publikum. Und Zuschauer der Hauptprobe hatten dem Intendanten Tannert erklärt, das Stück trete die Ehre des deutschen Offiziers mit Füßen.

So wartete Hannes Tannert auf einen Skandal. Er ist keiner, der vor so etwas retiriert. Er will z. B. ein Stück aufführen, bei dem er damit rechnet, daß es ein Hausschlüsselkonzert erregt: das 1904 geschriebene Stück eines noch lebenden

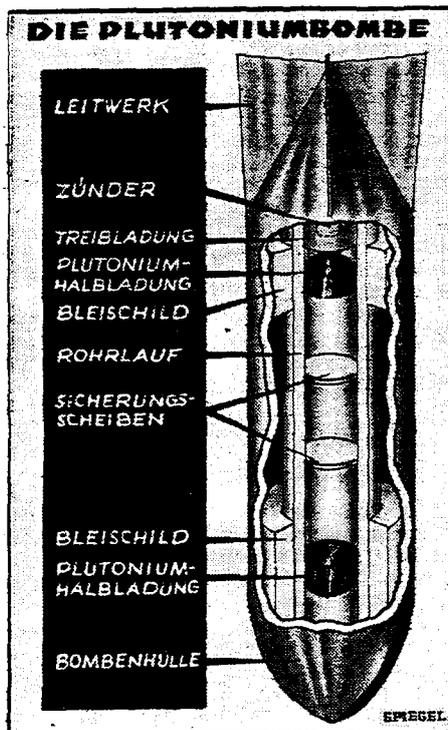
WISSENSCHAFT

WASSERSTOFFBOMBE

Aus jedem Leitungshahn

Niemand braucht die Vernichtung allen Lebens auf der Erde durch Wasserstoffbomben zu befürchten“, versuchte Lewis L. Strauß von der US-Atomenergie-Kommission die wasserstoffbleiche amerikanische Öffentlichkeit zu beruhigen. Zwar könnten Wasserstoffbomben große Gebiete verwüsten, aber für Kriegszwecke brauche man „viel weniger Energie, als für die Zerstörung der Erde erforderlich ist.“

Die führenden Atomwissenschaftler der USA waren fast einstimmig anderer Meinung. „Die Wasserstoffbombe kann leicht zur Selbstmordbombe werden“, warnten sie. Die Winde könnten den radioaktiven Staub nach der Explosion rund um den Erdball tragen. Er würde sich als tödliche



Decke über die Kontinente breiten und die „Vergiftung“ der Atmosphäre durch Strahlungsteilchen würde das Ende aller lebenden Wesen bedeuten. Der Menschheit bliebe eine Gnadenfrist „zwischen wenigen Tagen und einigen Monaten“.

Atom-Experte Dr. Leo Szillard von der Universität Chicago hielt dazu die Vernichtungsrechnung parat: „500 Tonne schweren Wasserstoffs genügen, um die Menschheit vollkommen auszurotten.“ Dr. Hans Bethe warf einen letzten Hoffnungstrohalm für alle, die Wasserstoffbomben als den Anfang vom Ende betrachten: „Vielleicht funktioniert sie gar nicht!“

Lange Jahre arbeitete Hans Bethe als Abteilungsleiter für „Theoretische Physik“ in Los Alamos, dem besteingerichteten Atomphysik-Institut der USA. Sein Hauptarbeitsgebiet waren die Vorgänge in der Sonne, die eine Art Wasserstoffbombe im Großformat ist.

Die extrem hohe Temperatur unter der Sonnenoberfläche hält alle atomaren Teilchen in rasender Bewegung. Wasserstoffkerne (Protonen) „fliegen“ mit hoher Geschwindigkeit umher, stoßen mit anderen Kernen zusammen, zertrümmern sie oder

„verschmelzen“ sich mit ihnen. Eine verwickelte Kette von Reaktionen findet statt.

Das Endprodukt ist die Verschmelzung von Wasserstoffkernen zu Heliumkernen. Wasserstoff-Atomkerne sind gewissermaßen der Brennstoff der Sonne. Helium-Atomkerne die „Asche“. Dieser Prozeß ist das Arbeitsprinzip der Wasserstoffbombe.

Sonnenchemie. In der Sonne, bei einer Tiefentemperatur von 20 Millionen Grad Celsius, gibt es keine Chemie im irdischen Sinn. Auf der Erde haben die Atome sozusagen elektrische Kleidung, je nachdem mehrere Elektronenhüllen übereinander. Im Sonneninnern sind die leichten Atome nackt und die schweren nur notdürftig bekleidet.

Aber: In der Sonne dauert die Umwandlung Millionen Jahre und führt über viele Zwischenstufen hinweg. In der Wasserstoffbombe muß die Verschmelzung im Bruchteil einer Sekunde geschehen. Länger steht die benötigte Hitze von vielen Millionen Grad nicht zur Verfügung, und nur dann sind die leichten Atome nackt und verschmelzungsbereit.

Der einzige Zünder, der diese Temperatur zur Zeit liefern kann, ist die „alte“ Uran-235- oder Plutonium-Bombe. In den Uranbomben werden schwerste Kerne gespalten, in der Wasserstoffbombe leichteste Kerne verschmolzen. In beiden Fällen wird Energie frei, die sogenannte Atomenergie.

Wenn ein schwerer Atomkern in zwei mittelschwere Atomkerne gespalten wird, so ergibt sich etwas Seltsames: Die Bruchstücke wiegen zusammen weniger als der ganze Kern. Etwas „Masse“ ist verlorengegangen. In der Welt kann aber nichts „verlorengehen“. Der „Massenverlust“ wurde freie Energie.

Albert Einstein errechnete 1905, wieviel dabei herauspringt, nach seinem berühmten Äquivalenzgesetz: Energie = Masse mal Quadrat der Lichtgeschwindigkeit*. Einer winzigen Masse entspricht demnach eine Riesen-Energie. Die Atombombe war der experimentelle Beweis der Einsteinschen Behauptung, eine glänzende, furchtbare Probe aufs Exempel.

Verschmilzt man Wasserstoff-Atomkerne zu Helium-Atomkernen, so geht ebenfalls Masse verloren. In der Sonne 4 Millionen Tonne pro Sekunde. Nach Einstein entspricht das einer unvorstellbar großen Energiemenge. Davon trifft ein halbes Billionstel auf die Erde. Es reicht für alles irdische Leben.

Nobelpreise. Laut Testament des Alfred Nobel sind Leistungen auszuzeichnen, „die im Laufe des verflossenen Jahres der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben“. So ist der wissenschaftliche Weg zur Atombombe mit Nobelpreisen gefloren: Der Deutsche Wilhelm Konrad Röntgen entdeckte 1895 die nach ihm benannten Strahlen. Erster Physik-Nobelpreis 1901. Der Franzose Henri Becquerel fand daraufhin die Strahlung der uranhaltigen Pechblende von Joachimsthal. Er analysierte sie in Alpha-, Beta- und Gammastrahlen. Physik-Nobelpreis 1903, gemeinsam mit den Curies.

Das französische Ehepaar Curie hatte radioaktive Elemente entdeckt, darunter das Radium. Nach dem Tod ihres Mannes erhielt Marie Curie, geborene Polin, den Chemie-Nobelpreis 1911 allein. Der Neuseeländer Sir Ernest Rutherford, 1937 gestorben, entdeckte die Ursache der Radioaktivität. Chemie-Nobelpreis 1908. Der Deutsche Max Planck, 1947 gestorben, entdeckte die Natur der strahlenden Energie. Physik-Nobelpreis 1918.

* Die Lichtgeschwindigkeit beträgt rund 300 000 km pro Sekunde.

Autors, das es nur in einem Exemplar gibt. Tannert will den Namen des Autors noch nicht nennen. Erst nach der Vorstellung. Es würde überraschte Gesichter geben.

In die Aufführung von „Als der Krieg zu Ende war“ hatte Regisseur Hans Bauer mit kleinen Mitteln wie einer Taschenlampe, die die Bühne im Dunkel ließ und ins Publikum blendete, eine unheimliche Kelleratmosphäre gebracht. Er dämpfte die gesellschaftlichen Szenen und betonte so den geistigen Gehalt des Stückes.

Um etwaigen Protestlern keine Gelegenheit zu geben, sich planmäßig abzusetzen, fiel die Pause aus. Aber auch nach der heftig beklatschten Vorstellung ging fast niemand nach Hause.

Dann die Diskussion. Generalbilanz: entgegen aller Erwartung fand sich kein Gegner des Stückes. Einmütig stellte man fest, das Schauspiel sei trotz aller Uniformen kein politisches Stück. Es gehe einfach um die menschliche Substanz.

Der Dichter wolle zeigen, daß die Trennungslinien der Menschheit nicht zwischen den Nationen, sondern zwischen Mensch und Unmensch verliefen. So hätten die Uniformen nichts zu bedeuten.

Der Autor hätte seine Freude gehabt. Max Frisch hatte kommen wollen, aber er liegt grippekrank in Venedig.

Erich Kuby, Reisender der „Süddeutschen Zeitung“ in Kultur und Politik, origineller Stilist mit dem Geruch der Arroganz, meinte, man könne das Stück nur vor ausgesuchtem Publikum spielen. Zwei Idioten, die pfeifen, könnten nach den Gesetzen der Massenpsychologie einen widerlichen Skandal entfesseln.

Seine Bemerkung, das Schauspiel sei besser als „Des Teufels General“, fand starke Zustimmung. Man müßte es, sagte Kuby noch, vor den 450 Ballbesuchern zur Eröffnung der Spielbank spielen. Für diese blödsinnige bürgerliche Welt, die trotz der Atombombe an ihren überlebten Formen festhalte, sei es geschrieben. Erich Kuby war einen Abend später bei der Spielbankeröffnung als Ehrengast dabei.

Der Baden-Badener Diskussionsleiter Häberlen nahm von den Angriffen gegen Roulette und Baccara keine Notiz. Denn so sehr die Baden-Badener ihr Theater lieben — es braucht Zuschuß, und 10 Prozent des Spielbankgewinns fließen in die Stadtkasse.

Ein Oberst a. D. betonte, er habe zwar noch kein solches Erlebnis wie der russische Kollege gehabt, aber den Opfergang der Agnes bewundere er. Eine Dame behauptete in völliger Verkennung, das Stück sei ein Hymnus auf die deutsche Frau und Mutter, die für ihren Mann zu jedem Opfer bereit sei.

Feuilletonchef Benz vom Badischen Tagblatt sagte, er lehne die Agnes ab, weil sie nicht in der Ordnung des Glaubens lebe. Er verwies weitschweifig und nicht jedem klar auf Paul Claudel.

Schließlich fand Clara Menck, die witzige und kluge Vertreterin der Neuen Zeitung, das erlösende Resümee: Man soll um Gottes willen die Agnes nicht so ideal ansehen. Sie lebe in der Ordnung der Natur, und es sei alles andere als ein Opfergang, wenn sie zu ihrem russischen Geliebten gehe. Für sie, Dr. Menck, sei nur unverständlich, warum Agnes sich und nicht ihren fieseren Mann aus dem Fenster werfe.

Die einseitige Diskussion dauerte anderthalb Stunden. Sie schloß in massiven Komplimenten für den Intendanten und sein Theater. Selbst die örtliche CDU-Presse kochte diesmal dem Theater einen Lorbeerkrantz in sauer-süßer Soße.